



LUZERNER UNIVERSITÄTSREDEN NR. 34

Prof. em. Dr. Peter von Matt

## Spittelers Mut

34



## Autor

### **Prof. em. Dr. Peter von Matt**

ist Germanist und Schriftsteller. In den Jahren 1976 bis 2002 war er ordentlicher Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Zürich.

Er ist Mitglied des Ordens Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt, der Sächsischen Akademie der Künste, der Akademie der Künste Berlin, der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und der Academia Europaea.

## Impressum

### **Herausgeber**

Rektor der Universität Luzern

### **Herausgeberbeirat**

Dekane der Fakultäten

### **Redaktion**

Dr. Markus Vogler

### **Layout**

Daniel Jurt

ISBN 978-3-9524874-6-4

September 2019

Publiziert mit freundlicher Unterstützung von Prof. Dr. Peter von Moos



## Inhalt

Markus Ries

---

Vorwort: Carl Spitteler und die Universität Luzern:  
eine späte Verbindung 7

Peter von Matt

---

Spittelers Mut 11

---

Titel früherer Universitätsreden 20



# Vorwort

## Carl Spitteler und die Universität Luzern: eine späte Verbindung

Prof. Dr. Markus Ries, Prorektor Universität Luzern

In Luzern war zur Zeit des Ersten Weltkrieges die Polarisierung zwischen Liberal und Konservativ noch allgegenwärtig. Sie wurzelte in der Sonderbundszeit und hatte im Kulturkampf eine entscheidende Vertiefung erfahren: Politische Parteien, Tageszeitungen, Gasthäuser und selbst Fasnachtsgesellschaften gehörten entweder in dieses oder in jenes Lager. Die Lehrerbildung war geteilt: Der konservative Nachwuchs erhielt seine Ausbildung in Hitzkirch, der liberale im städtischen Seminar in Luzern. Die Rivalitäten waren scharf; denn die alten Wunden waren weit davon entfernt, verheilt oder vergessen zu sein. Auch neue Errungenschaften wie das Lichtspieltheater wurden sogleich von den widerstrebenden Interessen erfasst und nachträglich in die Frontstellungen einbezogen. Für das intellektuelle Leben war die Polarität markiert durch zwei Zusammenschlüsse: auf liberaler Seite seit 1901 die «Freie Vereinigung Gleichgesinnter» FVGL, auf konservativer Seite die 1906 gegründete «Gesellschaft für christliche Kultur». Beide Gruppierungen waren bestrebt, dem kulturellen und intellektuellen Leben die eigenen Maßstäbe und die eigene Richtung vorzugeben. Sie führten Vortragsveranstaltungen und Lesungen durch. Die FVGL stand in personeller und organisatorischer Verbindung mit der ebenfalls 1904 gegründeten Freimaurer-Loge «Fiat Lux», was allein auf konservativer Seite schon beträchtliche Abwehrreflexe ausgelöst haben muss.

Als Carl Spitteler sich 1893 in Luzern niederließ, war die Erschütterung des Kulturkampfes noch mit Händen zu greifen. Von Beginn weg dürfte seine weltanschauliche Zuschreibung unstrittig gewesen sein. Offen erkennbar war sie dank der Tätigkeit als Feuilleton-Redaktor der Neuen Züricher Zeitung, welche den Kulturkampf als eine der entscheidenden Akteurin wesentlich mitbestimmte. Die Stadt Luzern bot Spitteler ein gutes Umfeld; denn seit der Sonderbundsniederlage war sie liberal regiert. Nachdem ihm die Universität Zürich 1905 die Ehrendoktorwürde verliehen hatte, ernannte ihn die Stadt Luzern 1909 zum Ehrenbürger. Zur Freien Vereinigung Gleichgesinnter stand er buchstäblich zeitlebens in nächster Beziehung: Hier hielt er 1919 seine Jubiläumsrede auf Gottfried Keller, hier wurden sein 70. und dann sein 75. Geburtstag feierlich begangen. Der Gründer der Vereinigung, Forstinspektor Franz Xaver Burri (1864–1941), ergriff die Initiative, um auch

in Luzern Feuerbestattungen zu ermöglichen. Er gründete zu diesem Zweck 1905 eine eigene Genossenschaft, welche mit dem Geld privater Sponsoren ein Krematorium einrichtete; das Vorhaben wurde von der liberalen Stadtregierung gefördert und von der mehrheitlich konservativen Kantonsregierung behindert. Doch die Probleme ließen sich lösen. Als Carl Spitteler am 29. Dezember 1924 starb, war er der erste, welcher nach dem neu ermöglichten Modus bestattet wurde – und dies, obwohl zu diesem Zeitpunkt der Neubau noch nicht fertiggestellt war.

Die Gründung einer eigenen Universität in Luzern stand in der Zeit, als Spitteler mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, durchaus auf der Tagesordnung – allerdings auf der Seite der weltanschaulichen Konkurrenz. Ihre Vorgeschichte hat der Historiker Alois Steiner erforscht und 1969 in der Zeitschrift «Der Geschichtsfreund» umfassend dargestellt. Seit Sommer 1919 entwarf eine Gruppe konservativer Exponenten um den Juristen Franz Bühler (1881–1925) und den Urner Geistlichen Anton Gisler (1863–1932), der am Churer Priesterseminar als Professor wirkte und 1928 zum Weibischof ernannt werden sollte, ein Konzept für eine «Universitas Benedictina Lucernensis». Namengeber – und finanzieller Förderer – sollte Papst Benedikt XV. sein. Das Projekt gewann rasch Konturen: Geplant waren eine theologische, eine philosophische, eine juristische und eine medizinische Fakultät; als möglicher Standort war das Hotel Montana ins Auge gefasst. Als die Initiativgruppe mit formeller Eingabe den Papst um Unterstützung ersuchte, zeigte sich die damals junge Universität Freiburg alarmiert. Groß war die Befürchtung, man werde in beträchtlichem Maße Studierende an Luzern verlieren. Einer eigens nach Rom entsandten Delegation gelang es, das Vorhaben zu hintertreiben – der Universitäts Traum zerplatzte bereits nach wenigen Monaten. An diesem Vorhaben war Carl Spitteler nicht beteiligt – aufgrund der weltanschaulichen Polarisierung wäre eine Verbindung zwischen ihm und dem Projekt zum Vornherein undenkbar gewesen.

Grundstürzende Veränderungen in allen Bereichen waren notwendig, um die Distanz zu überwinden: Erst hundert Jahre später kam eine Beziehung zwischen Carl Spitteler und der Universität Luzern zustande. Voraussetzung war die Überwindung der weltanschaulichen Gräben und eine grundlegende Neugestaltung der politischen Landschaft. Mit der Aufweichung hergebrachter Plausibilitäten wurden jene Institutionen überflüssig, welche einst die beiden Lager organisatorisch befestigt hatten – und die meisten von ihnen lösten sich auf. Nachdem 1978 ein weiteres Hochschulprojekt scheiterte, kam zwei Jahrzehnte später die große Wende: Im Jahr 2000 gründete der Kanton Luzern eine Universität; der Entscheid des Parlamentes erfuhr seine Bestätigung in einer Volksabstimmung. Mit ihrem kultur- und sozialwissenschaftlichen Profil ist sie wie geschaffen dazu, sich im wissenschaftlichen Kontext für die Erinnerung an Carl Spitteler und sein Werk zu engagieren. Der erste Schweizer Literaturnobelpreisträger steht ihr bestens zu Gesicht!







# Spittlers Mut

## Eine Gedenkrede<sup>1</sup>

Prof. em. Dr. Peter von Matt

Wir feiern hier und heute Carl Spitteler. Das ist erfreulich. Und wir feiern ihn, weil er vor hundert Jahren den Nobelpreis erhalten hat. Das ist ein bisschen merkwürdig. Es hat aber seinen guten Grund. Was der Nobelpreis ist, wissen nämlich alle, doch was Spitteler als Autor geleistet hat, ist weit weniger bekannt. Es gibt Leute, die über dieses Vergessenwerden eines Nobelpreisträgers lachen. Auch Leute aus Deutschland tun es gerne. Aber der erste deutsche Schriftsteller, der den Literatur-Nobelpreis bekommen hat, 1910, ist heute genau so wenig bekannt wie Spitteler. Er heisst Paul Heyse, und alle von Ihnen wissen, ob sie diesen Namen je gehört oder eines seiner zahllosen Bücher auch nur von weitem gesehen haben.

Bei Spitteler verhält es sich immerhin so, dass wenigstens *ein* Werk von ihm dauerhaft im Gespräch ist, obschon es nur 17 Seiten zählt: seine Rede «*Unser Schweizer Standpunkt*» vom 14. Dezember 1914, viereinhalb Monate nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Es ist weithin bekannt, dass Spitteler in dieser Rede die Schweiz, die in zwei Sympathieblöcke zerfallen war, zum Zusammenhalten aufrief. Die französische Schweiz stand im Krieg mehrheitlich auf Seiten Frankreichs, die deutsche Schweiz auf Seiten Deutschlands, und beide glaubten der wütenden Propaganda, mit der die Kriegsparteien auch unser Land eindeckten. Spittellers Worte wurden gehört. Dass sie die Fanatiker bekehrten, ist allerdings zu bezweifeln. Aber die Rede markierte eine politische Haltung, die immer mehr Zustimmung fand, als der Krieg, statt in eine Entscheidungsschlacht, in ein endloses Erschiessen und Zerfetzen und Vergasen von Millionen junger Männer überging. Besonders merkwürdig indessen ist, dass genau dieses schmale Werk von Spitteler auch das grosse Vergessen seines gewaltigen übrigen Schaffens bewirkt hat.

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Text wurde als Gedenkrede vorgetragen am Festakt «100 Jahre Literaturnobelpreis – Luzern feiert Carl Spitteler» vom 14. September 2019 an der Universität Luzern. Der Jubiläumsanlass wurde gemeinsam durchgeführt vom Kanton Luzern, der Stadt Luzern, der Universität Luzern und dem Verein «Carl Spitteler – 100 Jahre Literaturnobelpreis».

Wie ging das zu?

Der Grund dafür liegt in Spittellers Person, seiner Denkart und Lebenspraxis. Es gibt von ihm einen kurzen Text, der auf diese seine Beschaffenheit ein scharfes Licht wirft – ein Gedicht, eine Ballade von nur zehn Zeilen. Darin nimmt eine böse Katastrophe ein verblüffendes Ende. Ich will Sie aber nicht gleich mit den Versen überfallen, sondern erzähle kurz, was sich in ihnen ereignet. Das Original folgt anschliessend.

Da ist ein Schiff, und da sind sechs Schiffsleute, alle unternehmungslustig und reisefreudig. Das Schiff ist wohlausgestattet, mit ausreichendem Proviant und einer wertvollen Ladung, zu der auch das Hab und Gut der sechs Seefahrer gehört. Man reist munter los, aber nach einiger Zeit zieht ein Sturm auf, das Schiff gerät in Schiefelage, und die ganze Ladung schlittert ins tiefe Meer. Fünf der Matrosen werden vom heulenden Elend erfasst und jammern um ihren Besitz. Der Sechste aber jubelt. Warum tut er das? Hören Sie jetzt das Gedicht. Der Titel lautet: «*Der fröhliche Schiffmann*».

*Sechs mutige Schifferleute keck und froh  
Jauchzten im Morgenwind: «Halli, Hallo!»*

*Proviant und Ladung kenterte die See.  
Da heulten ihrer fünf: «O weh, o weh!»*

*Der sechste aber jubelte: «Hurra!»  
Wie er sein Hab und Gut verschwinden sah.*

*Und als die andern fragten, welcherlei  
Der Grund und Anlass seines Frohsinns sei:*

*«Schon zweimal», lacht er, «hat mir weggeschwemmt  
Die Brandung Haus und Hof und Rock und Hemd!»*

Punkt und Schluss. Warum er Hurra schreit und lacht, als er zum dritten Mal seinen ganzen Besitz verliert, wird nicht gesagt. Auch aus dem Titel «*Der fröhliche Schiffmann*» können wir es nicht erschliessen. Und genau dieses Verschweigen ist der Clou des Gedichts. Das Verschweigen zwingt uns, entweder das Ganze als Unsinn zur Seite zu legen, oder aber im Verhalten des Seemanns etwas Ausserordentliches zu erkennen. Was könnte es sein? Ich kann es nicht genau bestimmen. Jeder lesende Kopf wird es auf seine Art tun, wird die prachtvolle Freiheit dieses Seefahrers gemäss den eigenen Lebenserfahrungen auf einen Begriff bringen. Sich darüber zu ärgern wäre ebenfalls jedermanns gutes Recht.

Aber was hat das jetzt mit Spittellers Rede «*Unser Schweizer Standpunkt*» zu tun und mit dem grossen Vergessen seines einst so gefeierten Lebenswerks? Dazu muss ich etwas

ausholen. Es geht nämlich um die Art und Weise, wie Spitteler in dieser Rede vom Verhältnis der Schweiz zu Deutschland und Deutschlands zur Schweiz spricht, und ebenso sehr geht es um die Art und Weise, wie er von seinem eigenen Verhältnis zu Deutschland spricht und vom Verhältnis Deutschlands zu ihm. Er trennt diese zwei Aspekte und handelt sie nacheinander ab.

Viel enger als die Westschweizer mit Frankreich seien die Deutschschweizer mit Deutschland verbunden, heisst es da, und zwar auf allen Gebieten der Kultur. Ich zitiere:

*«Nehmen wir unter anderm die Kunst und Literatur. In wahrhaft großherziger Weise hat Deutschland unsere Meister aufgenommen, ihnen den Lorbeer gezollt, ohne einen Schatten von Neid und Eifersucht, ja sogar diesen und jenen über die Heimischen erhoben.»*

Das besagt: In Deutschland habe man etliche Schweizer Autoren höher gefeiert als viele der eigenen Dichter. Und in der Tat gilt das von Gottfried Keller und von Conrad Ferdinand Meyer, und es gilt sogar von Jeremias Gotthelf. Keller war in der Schweiz populär wegen seinem Lied *«O mein Heimatland! O mein Vaterland!»*. Gelesen hat man ihn wenig. Sein wunderbarer Roman *«Der grüne Heinrich»*, der in einer Auflage von nur 700 Exemplaren gedruckt worden war, lag fast zwanzig Jahre später immer noch in den Zürcher Buchhandlungen herum, und als Keller eine zweite Fassung geschrieben hatte, kaufte er persönlich alle unverkauften Bände der ersten Fassung auf und heizte damit im Winter seine Wohnung. Sein tatsächlicher Ruhm begann erst 1871, als ihn der bekannteste deutsche Kritiker zur allgemeinen Überraschung den grössten Novellenschreiber deutscher Sprache neben Goethe nannte und wenig später sogar als den *«Shakespeare der Novelle»* feierte. Jetzt brach in Deutschland der Keller-Kult aus, und er selbst begann wieder zu schreiben, und wie! Etwas Ähnliches geschah mit Conrad Ferdinand Meyer. Dieser war ein verschüchterter Zürcher Autor, der allerlei Lyrik verfasste, aber nicht weiter auffiel, bis er im Zusammenhang mit dem Deutsch-französischen Krieg das Gedicht *«Der deutsche Schmied»* schrieb. Es verherrlichte versteckt, aber deutlich erkennbar Bismarck und das neue Kaiserreich und wurde ein Reisser, der sich in allen Regionen Deutschlands verbreitete. Von da an war Meyer so erfolgreich wie Keller. Bereits damals galt also, was auch heute noch gilt: Schweizerinnen oder Schweizer, die mit ihren Büchern in Deutschland Erfolg haben, haben ihn auch in der Schweiz. Jeremias Gotthelf war im 19. Jahrhundert für längere Zeit der meistgelesene Autor in Berlin. Heute kennt man von ihm in Deutschland nur noch *«Die schwarze Spinne»*. Und wie steht es in der Schweiz? Hier liest man in den Schulen einzig *«Die schwarze Spinne»*. Gottfried Keller, der es wissen musste, hat einmal gesagt: *«Kein schweizerischer Dichter kommt in seiner Heimat zu Namen und Ansehen, bevor sie ihn aus Deutschland mit der grossen Trompete hereinführen.»*

Spitteler betont nun in seiner Rede, dass die deutsche Sympathie für die Schweiz keineswegs nur die Literatur betreffe. Ich zitiere:

*«Unzählige Bande von geschäftlichen Wechselbeziehungen, von geistigem Einverständnis, von Freundschaft haben sich gebildet, ein schönes Eintrachtsverhältnis, das uns [...] gänzlich vergessen ließ, dass zwischen Deutschland und der deutschen Schweiz etwas wie eine Grenze steht.»*

Ein Höhepunkt dieses Eintrachtsverhältnisses war zwei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg der Besuch des deutschen Kaisers in der Schweiz gewesen, wobei dieser insbesondere auch die Kampffähigkeit der Schweizer Armee bei einem ausgedehnten Manöver im unteren Toggenburg studierte. Auf den Strassen von Zürich und Bern wurde die Majestät jubelnd gefeiert.

Und Spitteler stellt nun sich selbst als ein weiteres Beispiel dieser schönen Beziehung zwischen den beiden Nachbarländern dar. Er sagt:

*«Heute blüht mir Sympathie und Zustimmung wie ein Frühling aus Deutschland entgegen, unabsehbar und unerschöpflich. Aus den entferntesten Gauen erwachsen mir Freunde, zu Hunderten, zu Tausenden. Erscheine ich zur Seltenheit dort persönlich, so treffe ich auf gutartige, liebenswürdige, wohlwollende, zuvorkommende Menschen, deren Gefühls- und Ausdrucksweise ich unmittelbar verstehe. Scheide ich von ihnen, so nehme ich schöne Erinnerungen mit heim und hinterlasse meinen warmen Dank.»*

Das heisst, Spitteler kann sich mit guten Gründen in der Reihe von Gottfried Keller und C. F. Meyer sehen, die in Deutschland berühmt wurden und dadurch auch in der Schweiz zu hohem Ansehen gelangten. Hier wie dort verkauften sich auch Spittelers Bücher in grossen Mengen.

In Frankreich hingegen, sagt er, sei er *«ein einsamer Niemand»*. Und er braucht dafür ein Bild, wie es nur diesem Spitteler in den Sinn kommt, so konkret wie erstmalig: *«Meine französischen Freunde kann ich an den Fingern der linken Hand abzählen, ich brauche nicht einmal den Daumen dazu und den kleinen Finger auch nicht. Und die übrigen drei kann ich einbiegen.»* Man merkt, wie sehr ihn die kalte Schulter der Franzosen kränkt. Und wie ganz anders er sich bei den Deutschen fühlt.

Nun aber herrschte seit vier Monaten ein furchtbarer Krieg zwischen den Deutschen und den Franzosen. Wie soll man sich da verhalten? Wie soll er, Spitteler, sich da verhalten? Ist es nicht naheliegend und natürlich, dass er sich auf die Seite jener Hunderte und Tausende stellt, die ihn als Dichter lieben und verehren? Verlangt nicht schon der schlichte Anstand eine solche Parteinahme?

Spitteler steckt in einem Dilemma, das er nicht eingesteht. Er darf es nicht eingestehen, weil er als Redner vor das Schweizervolk tritt mit dem Auftrag und Willen, ihm zu sagen, es dürfe keinesfalls für die eine Kriegspartei gegen die andere Stellung beziehen – Sympa-

thie, kulturelle Verbundenheit und jahrzehntelange Freundschaft hin oder her. Das ist nicht einfach zu begründen, muss er doch gegen die leidenschaftliche Überzeugung der Mehrheit in der deutschen Schweiz antreten. Dazu greift er zu einem verblüffenden Mittel.

Er schiebt das Hohelied auf die nachbarschaftliche Verbundenheit beiseite und lässt es verschwinden hinter einer bitteren Wahrheit über das Wesen aller Staaten. Diese unerwartete Staatstheorie ist geprägt von einem tiefen politischen Pessimismus. Sie wäre wohl auch in der Schweiz zu einem Skandal geworden, wenn man genau hingehört hätte. Spitteler lehnt nämlich jede Unterscheidung zwischen guten und schlechten Staaten ab. Alle sind gleichermassen abscheulich. «*Politische Staatengebiete*», erklärt er, sind «*keine sentimental und keine moralischen Mächte, sondern Gewaltmächte.*» Und jetzt kommt's hageldicht:

*«Nicht umsonst führen die Staaten mit Vorliebe ein Raubtier im Wappen. In der Tat lässt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einem einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, soviel er kann. Punktum. Mit Verdauungspausen und Ohnmachtanfällen, welche man <Frieden> nennt.»*

Und kurz darauf krönt er diese Attacke auf unseren politischen Optimismus mit dem Satz: «*Je genialer ein Staatsmann, desto ruchloser.*»

Spitteler hat diese Passage, die wie Blitz und Donner über uns hereinbricht, nicht aus einer plötzlichen Gereiztheit heraus geschrieben, sondern wohlüberlegt. Das zeigt sich daran, dass er an den letzten Satz: «*Je genialer ein Staatsmann, desto ruchloser*», in Klammern noch eine Warnung anfügt: «*(Bitte, diesen Satz nicht umkehren.)*» Umgekehrt nämlich würde der Satz lauten: «*Je ruchloser ein Staatsmann, desto genialer.*» Dass diese Version wirklich nicht stimmt, zeigt uns die heutige Weltpolitik von Tag zu Tag.

Es ist auffällig: Wenn Spittelers politische Aussagen immer grimmiger werden, werden seine Sätze immer kürzer. Er will in diesen grundlegenden Dingen nicht um den Brei herumreden. Eine Überzeugung aus der Tiefe seiner Existenz bricht hier aus ihm heraus. Wer sie nicht gelten lassen kann, soll es eben bleibenlassen. Auf die naheliegende Frage, wie es denn mit solchen Ruchlosigkeiten und den genialen Staatsmännern in der Schweiz stehe, geht er gar nicht ein. Er braucht die Donnerrede, um alle sentimental Phantasien von ewiger Freundschaft und Nachbarliebe zwischen verschiedenen Ländern ein für alle Mal vom Tisch zu wischen. Und durch diese Klärung der Sachlage kann er nun auch offen aussprechen, was die Folge sein kann, wenn ein neutrales Land es ablehnt, sich mit einem der kriegführenden Staaten zu solidarisieren und dessen Hass auf die Feinde zu teilen. Die Folge ist: das neutrale Land wird dadurch selbst zum Feind.

Dass genau dies auch seine persönliche Situation ist, und zwar im Augenblick dieser Rede, weiss er genau, aber er verschleiert die Tatsache. Er schildert eine politische Gesetzmäs-

sigkeit; dass sie zudem sein privates Schicksal sein wird, verschweigt er. Wir vernehmen eine allgemeingültige Analyse des menschlichen Denkens und Glaubens in Kriegszeiten. Rücksichtslos deckt er auf, dass dieses Denken und Glauben falsch ist, und dass sich ihm dennoch niemand entziehen kann. Die folgenden zwei Sätze sind eine der vielen Stellen in dieser Rede, in denen ein komplizierter seelischer Vorgang so einfach beschrieben wird, dass er völlig selbstverständlich erscheint, bis man merkt, auf welche böse Wahrheit man da gestossen wird. Die Stelle lautet:

*«Wir müssen uns eben die Tatsache vor Augen halten, dass im Grunde kein Angehöriger einer kriegführenden Nation eine neutrale Gesinnung als berechtigt empfindet. Er kann das mit dem Verstande, wenn er ihn gewaltig anstrengt, aber er kann es nicht mit dem Herzen.»*

Das beschreibt zwei Situationen gleichzeitig, einerseits die Situation aller Menschen, deren Land in einen Krieg verwickelt ist, und andererseits die Situation jener Nachbarn, die sich aus diesem Krieg heraushalten. Und diese Doppelsituation ist geprägt durch eine schwer beschädigte, in vielen Punkten sogar zerstörte Kommunikation. Auf Spitteler selbst bezogen, heisst dies, dass er mit der Rede, die er eben jetzt hält, zwar von den eigenen Landsleuten verstanden wird, bei seinen deutschen Freunden und Bekannten, seinen begeisterten Leserinnen und Lesern aber ist das nicht mehr möglich. Was geschieht dort stattdessen? Und was wird, ganz konkret, ihm selbst geschehen, sobald diese seine Rede gedruckt ist?

Auch wenn Spitteler es sorgfältig vermeidet, von seiner eigenen Situation zu reden, wird doch sehr deutlich, dass genau diese hier zum exemplarischen Fall wird. Er beschreibt nämlich, was die Folgen sind, wenn sich einer aus einem neutralen Land vorbehaltlos auf die Seite Deutschlands stellt, und was die Folgen sind, wenn einer sich weigert, dies zu tun. Die Stelle ist erschreckend illusionslos:

*«Der Parteinahme winkt unmäßiger Lohn, der Unparteilichkeit drohen vernichtende Strafen. Mit elenden sechs Zeilen unbedingter Parteinahme kann sich heute jeder, der da mag, in Deutschland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andere schmackhafte Leckerbissen mühelos holen. Er braucht bloss hinzugehen, sich zu bücken und es aufzuheben. Mit einer einzigen Zeile kann einer seinen guten Ruf und sein Ansehen verirken. Es braucht nicht einmal eine unbesonnene oder versehentliche Zeile zu sein. Ein wahrhaftiger Ausspruch tut denselben Dienst. [...] Denn ein gerechtes Urteil wird ja als Parteinahme für den Feind empfunden. Und kein Verdienst, kein Ansehen, kein Name schützt vor der Verdammnis.»*

Man kann es nicht anders sagen: Hier spricht einer, der selbst unmittelbar vor der Verurteilung steht. Und der weiss, dass sie für ihn ein Unheil sein wird. Braucht er doch tatsächlich das Wort: «Verdammnis». Das wird kurz darauf nochmals bestätigt durch die unheim-



liche Feststellung: *«Man weiß nicht mehr, gereicht man der Menschheit zur Zierde oder gehört man zum Auswurf.»* Hier zeichnet sich wahrhaftig eine menschliche Tragödie ab, Spittlers Tragödie.

Dabei könnte er ja einfach schweigen. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, die Aufforderung zu dieser Rede abzulehnen. Und er gibt auch offen zu, wie angenehm dies gewesen wäre, indem er sagt: *«Wer schweigen darf, preise sich glücklich, dass ers darf, und schweige.»* Dann aber fegt der Eigensinn die Wehmut weg und er schmettert den Satz hin: *«Wer es nicht darf, der halte es mit dem Sprichwort: Tue was du sollst und kümmere dich nicht um die Folgen.»*

Hier haben wir ihn einmal mehr, Spittlers Trotz, der in seinem Leben und seinem Werk eine so grosse Rolle spielt. Er weiss, was er sich mit dieser Rede in Deutschland einhandelt, weiss auch genau, wie sich der Verlust der Wertschätzung in Deutschland auf seine Anerkennung in der Schweiz auswirken wird, und er tut es trotzdem. Ist er im Grunde ein Märtyrer, der sich für die Heimat opfert? Er riskiert ja das Ziel seines Lebens, die allgemeine Anerkennung als Dichter von höchstem Rang, und dies nur um den Graben zuzuschütten, der sich zwischen der französischen und der deutschen Schweiz geöffnet hat. Wird seine Rede damit zu einem verschwiegenen Akt der Verzweiflung?

Ich vermute das Gegenteil. Ich vermute, das Unternehmen reizt ihn. Es ist ein Abenteuer auf Teufel komm raus. Ich würde das hier nicht zu sagen wagen, gäbe es nicht jenes Gedicht vom Seemann, dem die Brandung zum dritten Mal *«Haus und Hof und Rock und Hemd»* vor den Augen wegschwemmt und der dazu lacht und sich über die neue Freiheit freut. Ich möchte auch niemanden dazu überreden, mir zu glauben. Beweisen kann ich es nämlich nicht. Aber ich weiss aus langen Erfahrungen, dass ein ganz kleines, scheinbar nebensächliches Gedicht die tiefste Wahrheit über eine Dichterin oder einen Dichter enthalten kann.

Und es gibt immerhin Anzeichen, die für meine Vermutung sprechen. Spittler versucht nämlich keinen Moment, die deutschen Leserinnen und Anhänger auf seine Seite zu ziehen und um ihr Verständnis zu werben. Das wäre eigentlich naheliegend, und rhetorisch ist der Mann für ein solches Unternehmen ja ausreichend trainiert. Im Gegenteil: statt die Deutschen um Verständnis zu bitten, setzt er noch eins drauf. Im Blick auf die blutige und völkerrechtswidrige Besetzung Belgiens durch die deutschen Truppen, für die man in Deutschland der belgischen Bevölkerung die Schuld gab, schreibt Spittler den lapidaren Satz hin: *«Um weißer auszusehen, schwärzte Kain den Abel.»* Kain ist im Bericht der Bibel der erste Mörder der Menschheitsgeschichte. Er tötet seinen Bruder Abel aus blanker Missgunst. Die Tat ist der Anfang aller Bosheit auf dieser Erde. Und Spittler vergleicht nun Deutschland mit Kain, der im vorliegenden Fall nicht allein seinen Bruder töte, sondern ihn zudem noch beschuldige, den Mord provoziert und erzwungen zu haben. Worauf der Redner das bittere Fazit zieht: *«Das Opfer erwürgen war reichlich genug. Es noch verlästern ist zu viel.»*

Auch in der Schweiz gab es Stimmen, laute Stimmen, die versuchten, den Belgiern selbst die Verantwortung für die fürchterlichen Zerstörungen dieses Überfalls zuzuschreiben. Auch sie haben mitgeholfen, den unschuldigen Abel zu schwärzen. Die aus Deutschland zu erwartenden Reaktionen auf seine Rede aber nahm Spitteler in Kauf, nachdem er sich mit der Parole: «*Tue was du sollst und kümmer dich nicht um die Folgen*» in Freiheit gesetzt hatte, in die Freiheit jenes fröhlichen Seefahrers. Einfach gegen Deutschland vom Leder zu ziehen, war nie sein Ziel. Aber er wollte seinen Landsleuten, die in diesem Krieg Partei nahmen für die eine und gegen die andere Seite, jene Wahrheiten beibringen, die für die Schweiz bald einmal lebensrettend sein konnten. Deshalb sind die scharfen Worte, die er im Abschnitt über die Tragödie Belgiens findet, mehr noch realpolitisch als moralisch begründet. Am Schluss der Passage über Kain und Abel sagt er nämlich:

*«Ein Schweizer, der die Verlästerung der unglücklichen Belgier mitmachte, würde neben einer Schamlosigkeit eine Gedankenlosigkeit begehen. Denn genauso werden auch gegen uns Schuldbeweiseln zum Vorschein kriechen, wenn man uns einmal ans Leben will.»*

Dass auch die Schweiz angegriffen werden könnte, ist im Dezember 1914 tatsächlich keine absurde Phantasie. Genau deshalb nämlich steht, als Spitteler seine Rede hält, die Schweizerarmee rund um das Land an der Grenze. Sollten also die deutschen Truppen eines Tages in die Schweiz vorstossen, zum Beispiel um dadurch hinter die französische Abwehrfront zu gelangen, dann würde auch dies begleitet sein von langen moralischen Beschuldigungen unseres Landes, wie es gegenüber Belgien geschehen ist. Und Spitteler schliesst den Abschnitt erneut mit einem Satz, der die Schärfe eines bitteren Sprichworts hat. Er sagt: «*Zur Kriegsmunition zählt leider auch der Geifer.*»

Heute gehört bei uns, in den politischen Kommentaren im Internet, der Geifer auch zur Friedensmunition.

Ich komme zum Schluss. Ich habe zu zeigen versucht, dass hinter Spittelers berühmter Rede nicht nur die Sorge eines patriotischen Schweizers steht, sondern auch die Verwegenheit eines Draufgängers. Sonst hätte er sich seinen Landsleuten gegenüber ja einfach auf die Worte des sterbenden Attinghausen beschränken können: «*Seid einig, einig, einig...*» oder auf eine Mahnung des Einsiedlers in der Melchaaschlucht. Er reisst aber den Vorhang weg vor dem ganzen Komplex von Verlogenheit, Heuchelei und Verleumdung, der diesen Krieg bei allen Beteiligten begleitet. Und er zeigt zugleich, wie sehr die Neutralen, die nicht in den Krieg verwickelt sind, Gefahr laufen, ihrerseits in die Verlogenheit, Heuchelei und Verleumdung verstrickt zu werden. Es ist dieses Mitmachen beim Franzosenhass der Deutschen oder beim Deutschenhass der Franzosen, bei der ganzen Hasskultur, die auch die Engländer und die Russen, die Serben und die Österreicher erfasst hat, was die Schweiz akut bedroht. Durch Hohn und Jubel und Schadenfreude gegenüber dem Kriegsgeschehen, gegenüber den Toten, die ihnen weniger sympathisch sind als jene, die

sie getötet haben, werden die Schweizer geistige Mittäter, und sie beschädigen damit ihr eigenes Land und ihre schwer errungene nationale Zusammengehörigkeit.

Spitteler hat gewusst, dass er diese Diagnosen nicht stellen konnte, ohne selbst in das Räderwerk der Hasskultur zu geraten. Die Rede hat ihn seine Position im Kanon der deutschen Literatur gekostet. Ob sie ihm dafür zum Nobelpreis verholfen hat, ist denkbar, aber nicht gesichert. Der Maler Ferdinand Hodler, der wegen seines Protests gegen die Beschiessung der Kathedrale von Reims ebenfalls mehr als ein halbes Jahrhundert lang in der deutschen Öffentlichkeit geächtet war, ist heute wieder überall präsent. Ob es mit Spitteler und seinen Hauptwerken auch einmal soweit kommt, bleibt offen. Der fröhliche Schiffmann hätte dazu sicher einen markanten Satz im Köcher.

## Universitätsreden

1	Walter Kirchschräger	<b>Pluralität und inkulturierte Kreativität. Biblische Parameter zur Struktur von Kirche</b> <i>[Rektoratsrede, 7. November 1997]</i>
2	Helmut Hoving	<b>Göttliche und menschliche Personen. Die Diskussion um den Menschen als Herausforderung für die Dogmatik</b> <i>[Antrittsvorlesung, 30. Oktober 1997]</i>
3	Rudolf Zihlmann	<b>Zur Wiederentdeckung des Leibes. Vom Zen-Buddhismus zu neueren westlichen Erkenntnissen</b> <i>[Gastvorlesung, 12. November 1997]</i>
4	Clemens Thoma	<b>Das Einrenken des Ausgerenkten. Beurteilung der jüdisch-christlichen Dialog-Geschichte seit dem Ende des zweiten Weltkrieges</b> <i>[Abschiedsvorlesung, 18. Juni 1998]</i>
5	Walbert Bühlmann	<b>Visionen für die Kirche im pluralistischen Jahrtausend</b> <i>[Festvortrag an der Thomas-Akademie, 21. Januar 1999]</i>
6	Charles Kleiber	<b>L'Université de Lucerne, quel avenir?</b> <i>[Vortrag Generalversammlung Universitätsverein Luzern, 25. März 1999]</i>
7	Helga Kohler-Spiegel	<b>«Wenn ich könnte, gäbe ich jedem Kind einen Leuchtglobus...»</b> <i>[Abschiedsvorlesung, 9. Mai 1999]</i>
8	Rolf Dubs	<b>Universitätsstudium – Anforderungen aus der Sicht der Lehr- und Lernforschung</b> <i>[Festvortrag vom Dies Academicus, 10. November 1999]</i>
9	Kaspar Villiger	<b>400 Jahre Höhere Bildung in Luzern – Bildung an der Schwelle des 21. Jahrhunderts</b> <i>[Dokumentation der 400-Jahr-Feier, 5. April 2000]</i>
10	Enno Rudolph Gabriel Motzkin Beat Sitter-Liver Uwe Justus Wenzel	<b>Menschen züchten? Nach der Sloterdijk-Debatte: Humanismus in der Krise</b> <i>[Podiumsgespräch, 13. Januar 2000]</i>

11	Kurt Seelmann	<b>Thomas von Aquin am Schnittpunkt von Recht und Theologie</b> <i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 20. Januar 2000)</i>
12	Paul Richli	<b>Das Luzerner Universitätsgesetz im Fokus der Rechtswissenschaft</b> <i>(Dokumentation, 26. Oktober 2000)</i>
13	Andreas Graeser	<b>Nachgedanken zum Begriff der Verantwortung</b> <i>(Festvortrag zum fünfzehnjährigen Bestehen des Philosophischen Seminars, 7. November 2000)</i>
14	Johann Baptist Metz	<b>Das Christentum im Pluralismus der Religionen und Kulturen</b> <i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 25. Januar 2001)</i>
15	Paul Richli	<b>Eröffnungsfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät</b> <i>(Ansprachen, 22. Oktober 2001)</i>
16	Helen Christen	<b>Fallstrick oder Glücksfall? Der deutsch-schweizerische Sprachformengebrauch in Diskussion</b> <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 5. November 2003)</i>
	Hubertus Halbfas	<b>Traditionsabbruch. Zum Paradigmenwechsel im Christentum</b> <i>(Festvortrag zur Thomas-Akademie, 22. Januar 2004)</i>
17	Gabriela Pfyffer von Altishofen	<b>Infektionskrankheiten. Schreck von gestern – Angst vor morgen?</b> <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 3. November 2005)</i>
	Florian Schuller	<b>Vom Nach-denken und vom Vor-denken. Oder: Wo sich gangbare Wege zeigen in der Krise christlicher Existenz</b> <i>(Festvortrag zur Thomas-Akademie, 19. Januar 2006)</i>
18	Rudolf Stichweh	<b>Die zwei Kulturen? Gegenwärtige Beziehungen von Natur- und Humanwissenschaften</b> <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 9. November 2006)</i>
	Felix Bommer	<b>Hirnforschung und Schuldstrafrecht</b> <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 24. Oktober 2007)</i>

19	Rudolf Stichweh	<b>Universität nach Bologna. Zur sozialen Form der Massenuniversität</b> <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 29. Oktober 2008)</i>
	Rudolf Stichweh	<b>Universität in der Weltgesellschaft</b> <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 1. Oktober 2009)</i>
20	Paul Richli	<b>Die Universität als rechtlicher Raum</b> <i>(Akademische Rede am Dies Academicus, 4. November 2010)</i>
21	Monika Jakobs	<b>Wissenschaft und Gender</b> <i>(Akademische Rede am Dies Academicus, 2. November 2011)</i>
	Dick Marty	<b>Zehn Jahre Rechtswissenschaftliche Fakultät Luzern</b> <i>(Festvortrag zur Jubiläumsfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern, 11. November 2011)</i>
22	Harold James	<b>Internationale Ordnung nach der Finanzkrise</b> <i>(Gastvortrag auf Einladung des Ökonomischen Seminars und des Historischen Seminars der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, 22. November 2011)</i>
23	Walter Kirchschräger	<b>«Die Kirchen Gottes (die in Judäa sind) in Christus Jesus.» [1 Thess 2,14]</b> <i>(Abschiedsvorlesung vom 23. Mai 2012)</i>
24	Aram Mattioli	<b>Die Native Americans und der Memory-Boom in den USA</b> <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 8. November 2012)</i>
25	Fritz Zurbrügg	<b>Fiskal- und Geldpolitik im Spannungsfeld stabilitätsorientierter Wirtschaftspolitik</b> <i>(Vortrag auf Einladung der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, 21. November 2012)</i>
26	Paul Richli	<b>Der Schweizer Franken und sein Wert – ein juristischer Aufreger erster Güte</b> <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 7. November 2013)</i>
	Harold James	<b>Europa und Euro</b> <i>(Gastvortrag am 7. November 2013 an der Universität Luzern anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät)</i>

- 
- 27 Kaspar Villiger **Schuldenbremsen: Undemokratische Einschränkung der parlamentarischen Budgethoheit oder notwendige Selbstbindung der Politik?**  
*(Gastvortrag auf Einladung der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, 27. Oktober 2014)*
- 
- 28 Sir Anthony Kenny **Determinismus und Freiheit: Eine lebenslange Auseinandersetzung**  
*(Gastvortrag auf Einladung der Theologischen Fakultät, 26. April 2017)*
- 
- 29 Josef Ackermann **Zerstörerische Schöpfung: Lehren aus der Finanzkrise und die Zukunft Europas**  
*(Gastvortrag im Rahmen der Reichmuth & Co Lecture Nr. 8, 5. September 2017)*
- 
- 30 Gerhard Schwarz **Weder gottgleich noch dämonisch: Argumente für die Vereinbarkeit des Kapitalismus mit dem Christentum**  
*(Ausführliche Fassung des Gastvortrags vom 3. November 2016 im Rahmen des Anlasses «Der Kapitalismus – ein Feind der Kirchen?» auf Einladung der Theologischen und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät)*
- 
- 31 Valentin Groebner  
Michael Blatter **Tell – ein Held unterwegs**  
*(Referat an der Tagung «Ende der Alpenrepublik? Wilhelm Tell begegnet Andreas Hofer» vom 27. April 2018, veranstaltet vom Historischen Seminar der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät)*
- 
- 32 Tito Tettamanti **65 Jahre Erinnerungen**  
*(Referat anlässlich der Reichmuth & Co Lecture No. 9 der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät vom 17. April 2018)*
- 
- 33 Peter Maurer **Allianzen für humanitäre Aktionen**  
*(Festvortrag am Dies Academicus der Universität Luzern vom 8. November 2018.)*
-

